

Reden von »uns« und »ihnen«

Eine soziologische Streitschrift von Frank-Olaf Radtke

Die wohlfeile Rede vom Dialog der Kulturen begegnet uns allenthalben und zumeist in Gestalt programmatischer Verlautbarungen. Das Spektrum ihrer Verfechter reicht von Wolfgang Thierse bis zur konservativen Hanns-Seidel-Stiftung. Den Heilsglauben, der in den Kulturdialog ge-

So kritisiert er unter anderem, dass mit der Dialogfigur Positionszuweisungen verknüpft sind, welche die Entgegensetzung einer autochthonen Mehrheitsbevölkerung einerseits und einer Gruppe von Zugewanderten andererseits propagieren. Dies manifestiert sich idealtypisch in der Rede von »uns« und »ihnen«. Der Erziehungswissenschaftler bezieht seine Überlegungen zur Entstehung einer ganzen »Dialogindustrie« auch auf das ubiquitäre Reden über Integration in der bundesdeutschen Gesellschaft und dem auch dort prominenten Reden von »uns« und »ihnen«. Er macht deutlich, dass die Objektivierung und Ontologisierung der Anderen letztlich eine ideologische Verschiebung leistet. Diese bestehe »in einer konzertierten diskursstrategischen Wende«, nach der an Stelle der »Integrationsbereitschaft der Funktionssysteme und ihrer Organisationen (...) die Integrationswilligkeit der noch nicht Inkludierten, der bereits Exkludierten« thematisiert werde. Diese Verschiebung zeigt weitreichende Konsequenzen, da fortan die Verantwortlichkeiten für den Status quo der Integration nicht länger Funktionssystemen, sondern den mittels jener Diskursfigur konstruierten Gruppen und Subjekten angelastet würden.

Radtke bewertet die Erfolgsaussichten des Dialogversprechens deshalb konsequent skeptisch: »Empirisch führen nach aller Erfahrung Dialoge über Konflikte, die von einer oder beiden Parteien als interkulturell oder interreligiös ausgeflaggt und darüber moralisch aufgeladen werden, eher zur Zuspitzung und Vereindeutigung von Gegensätzen als zu ihrer Abmilderung oder Auflösung.« Für sich reklamiert er eine Position, die beansprucht, nicht aus der Teilnehmerperspektive zu agieren und die letztlich desinteressiert daran ist, »in Anerkennungs- und Verteilungskämpfen direkt Partei zu ergreifen«. Der Autor plädiert für eine soziologisch realistische Beschreibung, und er lehnt sich eng an die Luhmann'sche Systemtheorie an. Folglich sei »davon auszugehen, dass in der funktional differenzierten Gesellschaft Konflikte und Dissense fortbestehen, die systematisch zwischen Rationalitäten der Funktionssysteme und den Operationslogiken ihrer Organisationen entstehen, bei Gelegen-

heit krisenhaft aufbrechen und dann zwischen Interessengruppen ausgetragen werden müssen«. Seine Kritik spitzt er in der Analyse zu, dass Integration – verstanden als umfassende Inklusion der Bevölkerung im Sinne von gleichen Teilnahme- und Teilhabechancen an möglichst vielen Funktionssystemen – ohnehin nicht möglich sei.

Folgt man Radtke (und der Systemtheorie) so geht es in dem zentralen Kritikpunkt nicht nur um den Dialog-Fetisch, sondern noch stärker um das damit zusammenhängende Integrationsregime: Danach verlangt die eine Gruppe der anderen in übertriebener Weise etwas ab, was letztlich ohnehin nicht realisierbar erscheint. Damit wird deutlich, dass es sich lediglich um ein ideologisches Instrument handelt; dieses dient dazu, die vermeintlich homogene Gruppe der zu integrierenden unter dem Generalverdacht der Integrationsverweigerung zu halten und unter Beobachtung zu stellen.

Was bleibt, wenn konsequenterweise Abschied von der Dialog-Fiktion genommen wird? Radtke plädiert zum einen für eine »kulturelle Ernüchterung«: Es gehe um Dethematisierung der ethnonationalen Komponente, um deren »wohlwollendes Übersehen«. Was für den Erziehungswissenschaftler nicht heißt, Zukunftsfragen der Gesellschaft nicht öffentlich zu verhandeln. Allerdings werden diese Fragen – so Radtke – dann nicht in Gestalt von »Dialogen zwischen »Kulturen«« realisiert, »sondern in Diskursen vor Publikum behandelt werden«. Das Dilemma dieser ebenso nüchternen wie ernüchternden Einsicht ist nur: Den Verfechtern der Dialogstrategie – regelrecht berauscht vom »süßen Stoff« der interkulturellen oder interreligiösen Dialoge – bleiben diese Erkenntnisse offensichtlich verwehrt. Dass der von ihnen ersehnte Erfolg nicht eintritt, führt nicht etwa zur Einsicht in die geschilderten problematischen Prämissen und Implikationen. Das Gegenteil ist der Fall: Weil der dauernde Dialog nicht dazu beiträgt, kulturell etikettierte Konflikte abzuwenden oder zu lösen fordern sie noch mehr Dialog. Um so wichtiger: Radtkes Buch liefert notwendige Impulse und pointierte Einsichten, um jenes Ansinnen zur Ausnüchterung an die Dialogbe-raschten heranzutragen. ♦



Frank-Olaf Radtke

**Kulturen sprechen nicht.
Die Politik
grenzüberschreitender Dialoge**
Hamburg 2011,
Hamburger Edition,
ISBN 978-3-86854-238-7,
151 Seiten, 12 Euro.

setzt wird, tragen nicht nur Politiker bereitwillig weiter, sondern auch viele Akteure im Bereich der Bildung. Dieser Dialog wird als adäquates Instrument lanciert, wenn es darum geht, gesellschaftliche Vielfalt pädagogisch zu operationalisieren. In der Regel werden dessen Implikationen und damit einhergehende Setzungen, die mit der Dialog-Figur und dem zugrunde liegenden Kulturbegriff verbunden sind, jedoch kaum vergegenwärtigt. Und wenn, dann geschieht dies zumeist in der Absicht, bestehende, hegemoniale Welt- und Kultursichten zu bekräftigen.

Demgegenüber treibt den Frankfurter Erziehungswissenschaftler Frank-Olaf Radtke in seiner jüngsten Veröffentlichung »Kulturen sprechen nicht. Die Politik grenzüberschreitender Dialoge« um, welche Entstehungs- und Konjunkturlinien identifizierbar sind und welche gesellschaftlichen Vorstellungen und voraussetzungsvollen Annahmen mit dem allgegenwärtigen Kulturdialog verbunden sind. Und schließlich beschäftigt ihn, was an die Stelle des Dialog-Hypes und Durchlauferhitzers ethnonational aufgeladener Kulturfiktionen treten könnte. Radtke ist mit seiner im positivsten Sinne soziologischen Streitschrift daran gelegen, eine sich als »Dialog zwischen den Kulturen« kleidende gesellschaftliche Kommunikation auf ihre Implikationen und Effekte hin zu beobachten und deren Selbstgewissheiten zu irritieren.

Der Rezensent

Prof. Dr. Thomas Kunz studierte von 1989 bis 1995 Politikwissenschaften (Diplom) an der Goethe-Universität. 2004 erfolgte, ebenfalls an der Goethe-Universität, der Abschluss des Promotionsverfahrens. Seit 2008 ist er Professor am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Frankfurt am Main.